

Gott will im Dunkel wohnen

Predigt zu Joh 19,16–30

Universitätsgottesdienst am Karfreitag (19.4.2019)

Liebe Gemeinde,

Gott will im Dunkel wohnen – so haben wir es vor einem Vierteljahr gesungen in der Adventszeit. Und in meiner Kindheit, als es solche Wunderkirchen wie hier noch nicht gab, wohnte Gott tatsächlich im Halbdunkeln: In alten Dorfkirchen meiner Heimat, in romanischen und gotischen Domen. Die Mutter sagte dann: Die Augen gewöhnen sich an das Dunkel, und tatsächlich konnte man nach kurzer Zeit Altarbild und Parament und das Kreuz betrachten. Auch an *diese* Dunkelheit haben sich Augen und Geist ja längst gewöhnt: Dass in unseren Kirchen auf oder über dem Altar ein Kreuz – ein Folterwerkzeug – an einen blutigen Tod erinnert. *Darf* man sich eigentlich je daran gewöhnen?

Manchmal braucht es einen Impuls von außen, um das Kreuz in der Mitte wieder bewusst zu sehen. Da wurde vorige Woche in einer Satiresendung spekuliert, was in unseren Kirchen stünde, wenn Jesus nicht am Kreuz gestorben wäre. Die Antwort darauf – „sein Sterbebett“ – war trivial und ein bisschen geschmacklos, aber theologisch doch interessant: Der Tod bleibt im Zentrum. Da kommen in der Nacht zum Dienstag erste Bilder in den Nachrichten aus der zerstörten Kathedrale von Notre Dame: Rauchende Trümmer, im Dunkel der Altar – und inmitten der Szene schwebt seltsam unberührt ein goldenes Kreuz. Da ist ein Freund erkrankt. Ich wusste bislang nicht, dass er religiös ist – aber nun hängt seit kurzem ein Kreuz am Rückspiegel in seinem Auto. Und da steht manchmal das Kreuz unvermittelt im eigenen Leben und zwingt einem Fragen auf, die vor einem Jahr noch ins Reich schlechter Träume gehörten.

Manchmal ist das Kreuz nicht zu umgehen. Aber muss man hinschauen, muss man das Kreuz, nur weil es unvermeidbar ist, auch für *wesentlich* halten? Soll das, was uns auf die Schulter gelegt wird, freiwillig noch unser Herz beschweren? Ist zuviel Aufmerksamkeit für den Tod nicht irgendwo Verrat am Leben?

Das Christentum ist hier in der Tat einen eigenwilligen Weg gegangen, als es weder Götterstatuen noch Schriftrollen, sondern ein Todessymbol ins Zentrum gerückt hat. Dass es sich lohnt, hier bewusst hinzuschauen, dass in diesem Tod Wesentliches für unser Leben und Sterben zu begreifen ist: Diese Überzeugung eint die frühen Christen. *Warum* freilich der Blick auf diesen Tod dem Leben – unserem Leben – dient, das wird schon im Neuen Testament in unterschiedlichen Bildern zum Ausdruck gebracht und erfährt seitdem immer neue Deutungen. Lassen Sie uns einer dieser Spuren heute morgen folgen, auch wenn klar ist, dass damit nicht alles, ja vielleicht nicht einmal das Wichtigste zum Kreuz gesagt ist.

Diese Spur beginnt dort, wo in den Evangelien vom Tod Jesu berichtet wird. Legt man die Erzählungen nebeneinander, dann kann man fast den Eindruck bekommen, dass zwei unterschiedliche Personen gestorben seien: Einmal, bei Markus (und genauso bei Matthäus und Lukas), ein Mensch namens Jesus von Nazareth; und einmal, bei Johannes, ein souveräner Gottessohn. Der eine, bei Markus, hat Angst vor seinem Tod; der andere geht furchtlos seinem Schicksal entgegen. Der eine wird von Judas verraten, der andere liefert sich selbst den Soldaten aus. Der eine wird verklagt; der, von dem Johannes berichtet, verhandelt dagegen mit Pilatus so, dass man nicht mehr weiß, wer Richter und wer Angeklagter ist. Und so geht es weiter auf dem Weg zur Hinrichtung. Der Mann, der das Kreuz trägt, als Jesus nicht mehr weiter kann; das „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“, Angst und Schmerz und Schreie am Kreuz – das alles hat bei Johannes keinen Platz. Wir gehen inzwischen davon aus, dass er diese Tradition gut kannte. Aber er wollte es definitiv anders erzählen:

Sie nahmen Jesus, und er trug selber das Kreuz und ging hinaus zur Stätte, die da heißt Schädelstätte, auf Hebräisch Golgatha. Dort kreuzigten sie ihn und mit ihm zwei andere zu beiden Seiten, Jesus aber in der Mitte.

[...] Es standen aber bei dem Kreuz Jesu seine Mutter und seiner Mutter Schwester, Maria, die Frau des Kleopas, und Maria Magdalena. Als nun Jesus seine Mutter sah und bei ihr den Jünger, den er lieb hatte, spricht er zu seiner Mutter: Frau, siehe, das ist dein Sohn! Danach spricht er zu dem Jünger: Siehe, das ist deine Mutter! Und von der Stunde an nahm sie der Jünger zu sich.

Danach, als Jesus wusste, dass schon alles vollbracht war, spricht er, damit die Schrift erfüllt würde: Mich dürstet. Da stand ein Gefäß voll Essig. Sie aber füllten einen Schwamm mit Essig und legten ihn um einen Ysop und hielten ihn den an den Mund. Da nun Jesus den Essig genommen hatte, sprach er: Es ist vollbracht. Und neigte das Haupt und verschied.

Jesus – bist du das noch? Ohne Angst, ohne Tränen, ohne Durst – du trinkst doch nur, damit die Schrift erfüllt wird –, souverän bis zum bitteren Ende, das eigentlich keine Bitterkeit mehr hat ... bist du das noch? Jesus, warst du nicht mal einer von uns, einer, der sein Leben lieb hatte und nicht gehen wollte, einer, dem auch die Knie unter seinem Kreuz weich geworden sind? Bekennen wir nicht von dir: „litt unser Kreuz, starb *unseren* Tod“? Und in jenen Momenten, wo ich selbst loslassen muss, was ich doch mit aller Kraft halten möchte: Sag, muss ich es so machen wie du es hier machst – souverän, ohne Zögern, „Ja, Gott, dein Wille geschehe“ und alles vor dem Abschied noch ordnen und immer tapfer bleiben und am Ende „Es ist vollbracht“?

Offen gesagt: Das kann ich nicht. Das *will* ich nicht. Und ich könnte auch mit einem Gekreuzigten nicht viel anfangen, den das Leid nicht berührt und der den eigenen Tod nicht fürchtet. Johannes, der Evangelist, wusste wohl, was die anderen von Jesus erzählen: Von Angst und Tränen, von dem vergeblichen Gebet, verschont zu werden und von der Gottverlassenheit am Kreuz. Es spricht viel dafür, dass Johannes dieses Bild nicht ersetzen, nicht übermalen, sondern ihm ein zweites Bild an die Seite stellen wollte. Und es spricht nicht weniger dafür, dass diese beide Bilder keine Alternativen sind, sondern unterschiedliche Ebenen zeigen, die miteinander gesehen werden wollen. Ziemlich genial hat das Valentin Ernst Löscher, seit 1709 Oberkonsistorialrat in Dresden, zusammengebracht in seinem Lied an den Gekreuzigten¹: „Hier hängst du zwar in lauter Not / und warst gehorsam bis zum Tod / vergehst in tausend Schmerzen. / Doch sieht mein Glaube wohl an dir, / dass Gottes Majestät und Zier / in diesem Leibe wohne / und dass du hier so herrlich seist, / dass man dich Herr und König heißt / als auf dem Ehrenthron.“ Dass der Gekreuzigte in elementarer Not ist, dass er in tausend Schmerzen vergeht: Das ist zu sehen und beschreiben Markus und Lukas und Matthäus. Das gehört zur Realität in dieser Welt, und man sollte es nicht überblenden durch einen Jesus, der sich heldenhaft zusammennimmt. Dass aber *hier*, eben in diesem geschundenen und entstellten und vor Angst zitternden Leib, nicht weniger als Gottes Majestät und Zier wohnt: Das zeigt Johannes dem, der es glauben kann.

An manches Dunkel gewöhnen sich die Augen nicht. An Wege, die wir allein gehen müssen, an die Angst, an den Schatten, den Abschiede werfen, brauchen sich auch fromme Augen nicht zu gewöhnen. Christsein heißt nicht, sein Kreuz auf die leichte Schulter zu nehmen; das hat selbst Christus nicht getan. Und dass wir übermorgen Ostern feiern, streicht noch keinen einzigen Karfreitag aus den Kalendern dieser Welt. Alle diese Karfreitage, die großen und die namenlosen kleinen, verdichten sich im Kreuz, das im Zentrum unserer Kirchen steht. Und so, wie sich unser Schmerz, unsere Angst, unsere Gottverlassenheit in Jesus am Kreuz spiegelt; so soll nun auch für alle Trauernden und für jeden gequälten Körper gelten, was der Glaube zuerst an Christus sieht, dem Erstgeborenen aller Söhne und Töchter Gottes: Dass Gottes Majestät und Zier in diesem Leibe wohne ...

Frank M. Lütze

¹ Ich grüße dich am Kreuzesstamm: EG 90.